

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 16

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Für Sie gehört

Was denkt jetzt das russische Volk von Stalin?

ZS. Man muß es den Engländern und besonders ihrem Radio lassen: sie versuchen, wichtigen Sachverhalten auf den Grund zu gehen, statt lange darüber zu spekulieren und zu diskutieren. So senden sie gegenwärtig Berichte von Rußland-Reisenden, welche fast dokumentarisch Ansichten und Einstellungen des russischen Mannes von der Straße festhalten, die selbstverständlich auch für uns von erheblichem Interesse sind.

Nach Stalins Tode hatten die neuen Herren die schwierige Aufgabe, dem auf Aenderungen hoffenden russischen Volke mehr Sicherheit zu geben. Selbstverständlich konnte man die bisherigen Grundsätze des Kommunismus dabei nicht preisgeben, das hätte die Nachfolger ihre Stellung gekostet. So ging man stufenweise vor. Zuerst diene Beria dazu, den ziemlich befleckten Namen der Partei reinzuwaschen. Einfache Leute erklärten einem Reisebericht von Harari zufolge noch letzten Herbst auf Befragen: «Früher verschwanden Leute links und rechts ohne jeden Grund. Nun darf man darüber reden; noch vor zwei Jahren würde es niemand gewagt haben.» Aber offensichtlich genügte Berias Sturz nicht ganz; andere Leute, die sich noch an Lenins berühmten «Nep» erinnerten, meinten: «Wie können wir wissen, daß dies nicht bloß ein neuer Nep ist, und daß wir in einem Jahr wieder am gleichen Ort wie gestern stehen, nur mit noch größeren Säuberungen?» Es bedurfte stärkerer Beweise für eine wirkliche Aenderung der Regierung. So fing diese an, Millionen von Gefangenen freizulassen, ein großer Teil von ihnen politische. Das wirkte schon stärker. Aber es hatte eine unerwartete, für die Regierung unerwünschte Nebenwirkung. Die Freigelassenen und ihre Familien bekamen von den Behörden für all das erlittene Leid nichts anderes als die Erklärung zu hören: «Ihre Verurteilung war leider ein Irrtum. Es hat sich schließlich ergeben, daß Sie unschuldig sind.» Das empörte viele Leute, die sich mit Recht sagten, daß das nächste Mal vielleicht sie an die Reihe eines «Irrtums» kommen könnten.

Jetzt war Stalins nachträglicher Sturz fällig, um die Gemüter weiter zu beruhigen. Doch Vorsicht schien geboten. Die Kritik gegen Stalin konnte leicht in eine solche gegen alle Leute ausarten, die ihm zu Lebzeiten geholfen hatten, d. h. gegen die heute Regierenden. Manche würden sich außerdem noch fragen, ob denn ein System und eine Partei überhaupt gut sei, wenn so entsetzliche «Fehler» jahrzehntelang geschehen konnten. So verkündete man rasch, daß Kritik an Stalin nicht Kritik an der Partei sein dürfe, ja sich überhaupt nur auf den Persönlichkeitskult zu beschränken habe.

«Persönlichkeitskult» ist aber ein sehr weiter und vager Begriff und deckt sozusagen alles von der Selbstvergottung über die Freiheit der Bürokratie bis zum kleinen Kunstgriff zum Zwecke der Umgehung der Verantwortung. Wie hat der russische Bürger darauf reagiert? Einmal typisch russisch, d. h. unter Anerkennung einer Kollektivschuld. Ein Taxi-Chauffeur in Moskau sprach es am klarsten aus: «Jetzt, wo er tot ist, haufen sie auf ihn ein, aber eigentlich haben wir alle ihn doch auf den Sockel gestellt, und sitzen wir alle zusammen in der Sauce.» Für die junge Generation waren die Enthüllungen über Stalin kaum faßbar. Eine Studentin erklärte: «Wie könnte es anders sein, als daß uns das alles fürchterlich aufgeregt hat? Wir merkten früher nur, daß es ihm etwas an Bescheidenheit fehlte.» Sie seufzte schwer über den Verlust des geliebten Bildes. Ein anderer Student, der immer besonders empfindlich gegen alle Bemerkungen über Stalin reagiert hatte, erlitt einen Nervenzusammenbruch, trotzdem sein Großvater von Stalin getötet worden war. Andere Erwachsene waren ebenfalls wenig erfreut. «Der Persönlichkeitskult war doch sowieso am Absterben. Man fragt sich manchmal, ob ein solcher Schlag nötig war. Es scheint beinahe nicht ganz anständig.» Naivere versuchten sogar, Stalin zu decken. «Wer weiß, ob er nicht falsch informiert worden war? Beria hatte ihn an Händen und Füßen gebunden. Stalin wußte gar nicht, was voring.»

Viele andere sind aber gezwungen, altbekannte Tatsachen auf schmerzliche Weise neu zu betrachten. Ein Parteimitglied in mittleren Jahren erklärte: «Als junger Mann habe ich die Kämpfe gegen die Kulaken (Bauern) mitgemacht. Ich tat, was ich für meine Pflicht hielt. Es war für einen Jugendlichen romantisch, sein Genick zu riskieren. Ich merkte dann allerdings, daß die Dinge zu weit gingen (Stalin hat bekanntlich elf Millionen von ihnen töten lassen, Red.). Stalin war zu setzköpfig, zu eigenwillig. Aber verdient er wirklich solche Zensuren? Jetzt weiß man kaum mehr, was man zu denken hat.» Er erklärte, gerade ein wissenschaftliches Examen zu bestehen, wobei ihm vier Themen aufgegeben würden, eines über dialektischen Materialismus. «Dieses ist das einzige, was mich aufregt», bemerkte er, «letztes Jahr hätte ich alle Antworten gekannt. Aber jetzt steht zu vermuten, daß die Examinatoren selbst nicht mehr wissen, wie die Antworten lauten sollen.» Unter den Erwachsenen war jedoch die Wahrheit über Stalin schon lange bekannt gewesen, allerdings nur als geflüstertes Familiengeheimnis. Ein jüngerer Arbeiter erklärte: «Als die Wahrheit gesagt wurde, waren wir froh. Es war nie mein lieber Großvater. Schon in der Schule konnte ich kaum in die Zeitungen blicken, so voller Lügen

waren sie. Ich wußte nicht alles, aber genug. Selbstverständlich durfte ich nicht reden, sonst wären die schwarzen Raben gekommen. Und dann der Krieg, Stalin ließ praktisch die Deutschen herein. Er war ein wirkliches Monstrum.»

Am schwersten scheint die Lage für die mittlere Generation zu sein. Ein Intellektueller meinte: «Für die Jungen geht die Sache noch, die können sich anpassen, und auch für die Alten ist es kein Schlag, sie, die noch vor der Revolution aufwuchsen. Für die mittlere Generation kann es hart werden. Sie können nicht so leicht auftauen, sich umstellen, sich gehen lassen. Sie können nicht glauben, daß es ein Leben gibt, das nicht immer von der Bürokratie gewürgt wird.» Ein alter Mann sagte es noch brutaler: «Die Leute im mittleren Alter leben nicht lange. Wenn ich sie frage, warum sie Herzstörungen und Herzschläge in ihrem Alter bekommen, so erwidern sie: 'Du bist nicht unter unsern Lebensbedingungen aufgewachsen, du hast mehr Kraft sammeln können.' Sie leben unter viel zu großer Spannung. Und jetzt wissen sie nicht, was sie aus der neuen Lage machen sollen. In ihrem Leben hat es nur Lenin gegeben und dann Stalin. Dieser starb, und Beria wurde ersetzt — das war für sie ein Schock. Dann trat Malenkov zurück — ein neuer Schock. Und jetzt kommt noch das. Selbst wenn sie darüber befriedigt sind, so ist es für sie sehr schwer, auf eigenen Füßen zu stehen, da sie es nie getan haben.»

Wird es in Rußland wirklich ohne eine Art von Diktator gehen? Muß der Russe nicht immer etwas zum Verehren haben? Nach einem neuen Stück im Moskauer Theater möchte man dies bejahen. Wird doch dort Dserschinsky, der furchtbare Chef der gräßlichen Tscheka, den Russen als lieber, väterlicher Held und als Vorbild hingestellt. Die durch Stalins Sturz entstandene Lücke wird allerdings nicht von ihm, sondern von Lenin ausgefüllt. Aber hat nicht der Leninismus den falschen Stalinismus ausgebrütet? Nein, sagt die Partei, Stalinismus war ein Irrweg. Aber wie konnte er denn hoch kommen, dazu noch in einem Moment, wo die «feindliche Klasse» der Bourgeois vernichtet und «die proletarische Klasse» auf der ganzen Linie Sieger war? Hier besteht eine Lücke, und viele Russen scheinen es zu fühlen. Rußland braucht heute neue Ideen. Der Mensch braucht einen Glauben, und hier ist Glaube zerstört worden. Das zieht sich durch alle russischen Antworten hindurch. Die russischen Probleme werden auf die Dauer nicht ohne neue Ideen gelöst werden können, die außerhalb des Leninismus liegen.

Das Radio bringt es an den Tag

ZS. Im Sommer ist es nicht immer leicht, von interessanten Sendungen zu berichten. Die Studios bevorzugen leichtgeschürzte Stoffe, wohl in der (nicht immer berechtigten) Meinung, die Beschäftigung mit ernsteren Dingen sei nicht «erholend». Es gibt aber Hörer, die sich ganz gerne mit der einen oder andern allgemein-wichtigen Frage gerade jetzt befassen würden, weil sie dafür während der Berufsarbeit das Jahr hindurch doch nicht Zeit haben. So aber bleibt nur übrig, aufs Geratewohl in die Welt hinauszuhorchen, vielleicht daß einem der bekannte günstige Wind etwas zuwehen wird.

Und siehe da, das Radio erweist sich wieder einmal als Wunderapparat, der uns ein getreues Abbild der heutigen, verwirrten Welt entwirft. Da haben wir einen Bericht angehört über die schwierige Situation, welche durch die andauernden Ueberschüsse der Lebensmittelproduktion in Amerika erzeugt wurde. Dort übernimmt und lagert die Regierung alle Erzeugnisse ein, welche nicht zum normalen Preis Absatz finden. Es sind da kaum glaubliche Bestände angewachsen: bis Ende letzten Jahres häuften sich Lebensmittel für 7,5 Milliarden Dollar an! Dieser Betrag wurde den Farmern ausbezahlt, selbstverständlich zu Lasten der Steuerzahler. Dazu kommen noch die Lagerungskosten, welche im Tag 1 Million Dollar ausmachen, also 365 Millionen Dollar oder mehr als 1,5 Milliarden Franken pro Jahr. Der größte Teil dieser Bestände besteht aus Weizen, Mais, Butter und Käse, Trockenmilch, Speiseöl, Honig, Dörrbohnen, dazu allerdings auch Baumwolle und Tabak. Allein aus dem vorhandenen Weizen könnte jede Familie 117 Hemden bekommen. Butter ist genügend vorhanden, um den nahezu 200 Millionen Bewohnern Afrikas jedem ein Kilo zu senden. Ursache für diese Lage ist die staatliche Preisstützung für die Produkte, d. h. die Ausschaltung des freien Marktes und damit des Gesetzes von Angebot und Nachfrage, wodurch man den Farmern Verluste ersparen und sie bei guter Wolllaune erhalten wollte.

Man braucht nur etwas am Knopf unseres Radios weiterzudrehen, um einen ganz anderen Bericht anzuhören. Da sind in einem großen Gebiet Indiens anläßlich einer Ueberschwemmung wieder 700 000 Menschen obdachlos geworden, wobei auch gleichzeitig die Ernte für die Ernährung von 10 Millionen Menschen vernichtet wurde. Dazu gehört Indien sowieso zu den unterernährten Gebieten. Vielleicht $\frac{2}{3}$ unserer Erdbevölkerung sind ganz ungenügend ernährt; Fleisch sehen sie sehr selten, ebenso Milch, Fett, Zucker und Vitamine, die zur Gesundheit unentbehrlich sind. Ueberfluß bis zum Bersten auf der einen, schwere Unterernährung auf der andern Seite, das ist unsere Welt.

Das Heilmittel scheint einfach: die glücklichen Besitzenden sollen den andern von ihrem Ueberfluß abgeben. Selbstverständlich ist daran gedacht worden. Doch es zeigten sich sogleich Schwierigkeiten: Wer übernimmt die hohen Transportkosten, welche die armen Völker nicht aufbringen können? Versuche ergaben außerdem, daß diese die erhaltenen Ladungen zu Schleuderpreisen weiterverkauften, statt ihren Bürgern zu geben, um dafür Gold zu bekommen. Dadurch wurden wiederum die amerikanischen Farmer geschädigt, welche ihre Ernte nicht mehr verkaufen konnten, da ihre alten Kunden bereits bei den bedürftigen Völkern geschenkten amerikanischen Weizen viel billiger erstanden hatten. So mußte der amerikanische Staat die unverkäuflichen Produkte der Farmer wieder übernehmen. Seitdem hütet er sich, sie unbesehen zu verschenken. In einem Fall (Indien) hat sich der notleidende Staat stolz geweigert, amerikanische, geschenkte Lebensmittel anzunehmen. Falls man sie wünsche, werde man sie bezahlen, wozu allerdings das Geld fehlt.

So stehen unsinniger Ueberfluß und tiefste Not nebeneinander, und ein vernünftiger Ausgleich will sich nicht finden. Jeden Tag wächst die Erdbevölkerung um 85 000 Menschen, nahezu $\frac{2}{3}$ davon bei den unterernährten Völkern. 1980 wird es auf der Erde eine Milliarde mehr Menschen geben als heute. Wird bis dahin eine Lösung gefunden sein? Die politischen Folgen des Hungers können unausdenkbar werden. Es sieht wie ein schlechter Witz aus, daß wir, während wir mit der Atomenergie leben lernen, am alten Pflug zu scheitern drohen.

Von Frau zu Frau

Sommermode

EB. Ein protestantischer Pfarrer schreibt im Briefkasten einer Frauenzeitschrift unter anderem: «Die andere Seite bedenkt viel zu wenig, wie erregend die leichtbekleidete Frau auf die Männer wirkt, wundert sich dann aber in der Ehe, wenn ihr die Leidenschaft des Mannes viel Not bereitet. Sie bedenkt viel zu wenig, daß sie diese Not ja selbst systematisch gezeitigt hat. Was Anstand in der Bekleidung ist, kann ganz deutlich gesagt werden. Was zum eigentlich Geschlechtlichen der Frau gehört, das bleibt bedeckt. Deshalb trägt die Frau ihre Brüste nicht offen zur Schau, deshalb soll sie auch ihre Haare unter den Armen nicht offen zeigen, sondern kurze Ärmel tragen, und die Länge ihres Rockes soll genau so lang sein, daß der andere, wenn sie sitzt, nicht „in den Estrich sieht“, wie man's mit Humor ausdrücken könnte... Es soll nicht ein Vorrecht der Katholiken sein, für anständige Kleidung einzustehen; die Sache geht nämlich alle Kreise an, darum dieses Wort von evangelischer Seite...»

Was sagen Sie dazu? Wenn es doch so einfach wäre: Wir tragen lange, hochgeschlossene Röcke mit kurzen Ärmeln — und die ganze sexuelle Not ist erledigt! O heilige Simplifikation! Natürlich stehen auch wir Protestanten für «anständige» Kleidung ein, die natürlich beim Film von besonderer Bedeutung ist. Aber der Anstand hat mit Zentimetern nur begrenzt zu tun. Gerne würden wir sagen, daß ein junges Mädchen sich manches erlauben darf, was der älteren Schwester nicht mehr ansteht. Aber auch dies wäre eine zu schematische Ansicht. Es gibt Fünfzehnjährige, die «shocking» wirken in verhältnismäßig «anständiger» Kleidung, und es gibt Vierzigjährige, die in leicht gewagter Aufmachung immer noch durchaus «anständig» wirken.

Welch armselige Männer wären das, die sich von ein paar Achselhaaren an sich schon erregen ließen! Sollen sie! Ein so ausgeprägtes, ungezügelter Triebleben ist unser sowieso nicht würdig.

Ist es nicht vielmehr so, daß das Gebaren der Trägerin ausschlaggebend ist? Züchtig Verhüllte vermögen einen Mann ebenso anzulocken wie reizvoll Enthüllte — wenn ihnen der Sinn danach steht. Das eine Mädchen und die eine Frau wird kameradschaftlich-fröhlich in leichter Kleidung, die nach der Ansicht unseres Pfarrherrn «unanständig» wäre, unangefochten ihres Weges ziehen. Die andere, na, sie geht eben mit oder ohne Kleidung dem Männerfang nach. Das Alter spielt eine untergeordnete Bedeutung. Es läßt sich höchstens bei einem jungen Mädchen eher entschuldigen, weil es schließlich in der Natur der Sache liegt.

Oder hängt's etwa an den berühmten und berüchtigten Hosen? Auch das ist nicht ein zentrales Problem an sich. Die Unschicklichkeit — nicht Unanständigkeit — liegt hier nur im mangelnden Feingefühl. Das Gefühl für das Deplacierte ist zu wenig ausgebildet. Und das Deplacierte wirkt immer anstößig und lächerlich, nicht nur auf dem Gebiete der Mode oder, da wir eine andere Ebene angeschnitten haben, dem der Sexualität. Dort, wo dieses Taktgefühl fehlt, fehlt eben meistens auch die Möglichkeit, sich gesittet und unauffällig zu gebärden. Unsere mißleiteten Schwestern aber spüren es nicht oder zu spät, daß sie auf diese Weise ihr begehrenswertes Ziel nicht erreichen, sondern recht heftig daneben geraten, auch wenn sie scheinbar Erfolg haben.

Und schließlich die reine Ästhetik. Daß es immer noch Frauen gibt, die keinen Sinn für Proportionen aufbringen! Ob sie wirklich aufreizend auf die Männer wirken — wie soll ich als Frau dies entscheiden! Auf uns übrige Frauen wirken sie auf jeden Fall nicht beneidenswert, sondern lediglich beschämend. Wir schämen uns richtiggehend für sie. Ein Schlag ins Gesicht sind sie, nichts anderes, und es wäre in der Tat gut, man könnte sie wegweisen. Leidenschaft? Wohl kaum! Aber ein recht billiges «Gefühl»...

Wenn es die Eltern allein nicht vermögen, so wäre es wohl gut, wenn auch Lehrerinnen (oder vielleicht haben Lehrer mehr Erfolg) in den letzten Mädchenklassen den Mädchen das Schöne einer solchen Unschicklichkeit vor Augen führen würden. Im Grunde genommen ist das Prinzip doch so einfach: Keine Frau sollte so angezogen sein, daß Väter, Brüder oder Söhne sich zu geringschätzigen Bemerkungen hinreißen lassen. Und jedes junge Mädchen sollte gelehrt werden, daß fremde Männer noch eine Nuance schärfer urteilen, im Guten wie im Bösen. Das gleiche Urteil wird auch gefällt hinsichtlich des Benehmens einer Frau. Anmut und Schicklichkeit sind keine unmodernen Begriffe; aber, sehr geehrter Herr Pfarrer, ich habe die ketzerische Idee, daß sie sich unter Umständen recht gut mit ein paar Achselhaaren, die sich nicht verstecken, vereinbaren lassen. Einverstanden?

Die Stimme der Jungen

Begegnung mit René Clément

chb. Neben eigentlichen Sprachkursen und Vorlesungen über das französische Geistesleben seit 1850 vermitteln die Cours de Civilisation Française an der Sorbonne zu Paris auch die persönliche Bekanntschaft mit Menschen, die an der geistigen Entwicklung des Landes maßgebend beteiligt sind. Es gereicht der Filmkunst zur Ehre, daß sie dieses Jahr die Reihe solcher Bekanntschaften eröffnen durfte. Denn erst seit kurzem ist die Kunst des bewegten Bildes der Aufnahme in den Interessensbereich der Cours de Civilisation für würdig befunden worden. Mit René Clément sprach ein Filmschaffender, wie er besser und für Frankreich typischer nicht hätte ausgewählt sein können. Die vom Direktor des «Institut des Hautes Etudes Cinématographiques» klar erläuterten und kurz erläuterten Beispiele einer Auswahl der Filme Cléments bewiesen dies ebenso deutlich wie der kluge und an seine Zuhörer einige Anforderungen stellende Vortrag des Regisseurs selber.

In Bordeaux geboren, studierte Clément Architektur und die Schönen Künste, bevor er, durch sein Interesse für die Kameraarbeit und die Montage, als Szenarist mit dem Film vertraut wurde. Lange Zeit für den Dokumentarfilm und als technischer Berater arbeitend, machte ihn sein 1945 entstandenes Werk «La bataille du rail» auf einen Schlag bekannt. Dieser stark dokumentarische Züge aufweisende Film vom Widerstand der Cheminots gegen die deutsche Besetzungsmacht ist zwar national betont, besitzt seinen wahren Wert jedoch in seiner Menschlichkeit von allgemeiner Bedeutung. So aktuell und scheinbar zeitgebunden seine Filme sind, Clément fragt bei jedem seiner behandelten Themen nach dem tieferen Sinn. «Les Maudits» (1946), die sinnlos in die eigene Vernichtung führende Fahrt eines deutschen U-Bootes während der letzten Tage des Zweiten Weltkrieges ist kein übler Reißer, sondern das erschütternde Dokument von der Odyssee eines ungeheuerlichen, jedes Maß von Vernunft sprengenden Heldentums. «Au-delà des grilles», «Le château de verre» und «Monsieur Ripois» könnte man, von ihren Themen her gesehen, weniger bedeutende Filme nennen. Aber auch sie drücken das stete Bemühen des Regisseurs aus, den Rhythmus des Lebens in einen, die filmischen Mittel voll auszunutzen und dennoch echt wirkenden Rhythmus des Filmes umzusetzen. Dieses gleichsam geistige Verarbeiten der filmtechnischen Möglichkeiten — vor allem der Kameraeinstellungen und des Schnittes — gibt allen Filmen Cléments eine kunstvolle Einheit, die sich nicht nur in einer für französische Begriffe ungewöhnlichen Sorgfalt und Gepflegtheit, sondern auch in einer sich beinahe gleichbleibenden Qualität der einzelnen Streifen äußert. Der Mittel, mit welchen Clément zu einer solchen Einheit, zu einer vollendeten Wiedergabe des Rhythmus des Lebens im Film gelangt, sind verschiedene. Sein bevorzugtes und von ihm meisterlich gehandhabtes ist dasjenige der Verkürzung. In «La bataille du rail» z. B. zeigte er von den mannigfachen technischen Vorbereitungen der Sabotageakte jeweils nur den Schluß — gerade so viel als nötig war, die wirkliche Dauer der Aktion sichtbar zu machen und dennoch den Fluß der Handlung nicht zu stören.

Wohin geht der Schauspieler? Was wird er tun? Was ist der Sinn seines Handelns? — Das sind die drei Fragen, welche sich der Regisseur bei jeder einzelnen Einstellung stellt. Er beantwortet sie allerdings nicht immer auf dieselbe Weise. Während die Aufnahmen zu «La bataille du rail» äußerst genau nach dem für die kleinsten Details festgelegten Drehplan erfolgten, räumte man in «Jeux interdits» (1951), jener ergreifenden Studie vom Erlebnis des Krieges beim Kinde, der Improvisation großen Platz ein. Diese Freiheit des Regisseurs hinter der Kamera — von welcher bekanntlich auch Roberto Rossellini in seinen besten Filmen profitierte — gewährt die Möglichkeit des Miteinbeziehens neuer Elemente, welche der Regisseur der Stärke seiner Vorstellungskraft oder dem Zufall verdankt.

Die Stellung des künstlerisch selbstbewußten Regisseurs in seinem Verhältnis zu dem auf den wirtschaftlichen Erfolg des Filmes angewiesenen Produzenten, illustrierte Clément mit dem Beispiel, daß er fünf Jahre gekämpft habe, um «Jeux interdits» drehen zu dürfen und sein neuester, noch nicht vollendeter Film «Gervaise» eine ähnliche, ebenso lange Zeit des Kampfes hinter sich habe. Es ist nicht leicht, eine für einen Film geeignete Idee zu finden — sie liegen eben doch nicht einfach auf der Straße — denn schon bei der ersten Zensur, der Prüfung des Stoffes auf seine Wahrheit, erweisen sich die meisten Ideen als untauglich. Aus diesem Grunde sind gute Filmautoren — der ideale Regisseur, welcher sein eigener Autor ist, ist selten — sehr gesucht. Dies um so mehr, als viele Schriftsteller die Arbeit für den Film aus Furcht, ihren Ruhm mit anderen teilen zu müssen, für unter ihrer Würde als Dichter stehend ansehen.

Mit einem flammenden Protest gegen die Vernichtung wertvoller alter Filme aus kommerziellen Gründen — der Film, welcher verdammt ist, vom Erfolg des Tages zu leben, muß befreit werden — schloß René Clément seinen Vortrag, der in Wort und Bild gezeigt hat, in welch großem Maße Wert und Schönheit eines Filmes von einem einzelnen Filmkünstler abhängen.